

Horizontale Disparitäten oder kulturelle Klassifikationen? Zur Integration von Ethnizität und Geschlecht in die Analyse sozialer Ungleichheiten

Von Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg, Oliver Schmidtke

Das Feld sozialer Ungleichheit zeigt ein paradoxes Bild:¹ Während das dominante gesellschaftliche Bewusstsein sich am Bild einer hochgradig individualisierten modernen Gesellschaft orientiert, ist soziale Ungleichheit faktisch nach wie vor eines ihrer zentralen Strukturmerkmale. Die Kluft zwischen Arm und Reich wird immer breiter; dem Aufstieg einer neuen, global mobilen Elite, die beträchtliche Macht- und Geldressourcen in sich konzentriert, steht die schlechende Marginalisierung und Verelendung breiter Bevölkerungsteile gegenüber. Frauen bekleiden Führungspositionen und politische Ämter bei gleichzeitig anhaltender geschlechtlicher Ungleichheit in den verschiedensten gesellschaftlichen Teilbereichen. Obgleich im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs das Image einer neuen prosperierenden Mittelschicht unter den Einwanderergruppen westlicher Industrienationen breiten Raum einnimmt, sieht sich der überwältigende Großteil dieser Gruppe oftmals Generationen überdauernder sozialer Exklusion ausgesetzt. Viele dieser Phänomene werden jedoch nicht mehr als in einem sozialstrukturellen Sinn ungleichheitsrelevant betrachtet, was *prima facie* daran liegen mag, dass die angesprochenen Formen der sozialen Ungleichheit nicht als gesellschaftlicher Skandal und daher auch zunehmend weniger als wissenschaftlich attraktives Thema angesehen werden.

Eine andere Erklärung für das Paradox in der gegenwärtigen Beschäftigung mit sozialer Ungleichheit kann in Mängeln des Kategoriensystems gesucht werden, das die wissenschaftliche Forschung auf diesem Gebiet dominiert: Die Heterogenität der neueren Erscheinungen sprengt den Rahmen der herkömmlichen Theorien sozialer Ungleichheit, insbesondere der Klassentheorien. Hinzu kommt, dass die genannten Phänomene vielerorts nicht unbedingt als im engeren Sinne ungleichheitsrelevant betrachtet werden: Das Problem des Rassismus wurde z.B. zunächst im Kontext der Integration bzw. Desintegration moderner Gesellschaften diskutiert (vgl. Heitmeyer 1997). Die Frauenforschung widmete sich zwar dem Problem der Geschlechterungleichheit, doch musste sie vorab sehr viel Energie darauf verwenden, das im Alltagsbewusstsein fest verankerte naiv biologistische Verständnis der Benachteiligung von Frauen zu widerlegen, bevor sie Geschlecht als eine zentrale Dimension in die Diskussion sozialer

¹ Wir danken Peter A. Berger für die freundliche Erlaubnis, eine Variante seines Aufsatzes „Klassen und Klassifikationen“ (1987) als Buchtitel zu verwenden.

Ungleichheiten einführen konnte. Dagegen hat es die neuere Forschung zu Eliten bisher unterlassen, Verbindungen zwischen der Entstehung globaler Eliten und der Klassen- bzw. Ungleichheitsstruktur moderner Gesellschaften aufzuzeigen.

Dennoch sind in den letzten Jahren Arbeiten entstanden, die versucht haben, disparate Phänomene sozialer Ungleichheit in ein allgemeines Modell zu integrieren. Diese Ansätze beschäftigt die Grundsatzfrage: Kann man die Vielfalt der Ungleichheiten und der auf sie bezogenen gesellschaftlichen Verortungen auf eine vertikale Dimension sozialer Ungleichheit – die Stellung im Erwerbsprozess – fokussieren? Oder sind Modelle angemessener, die die Vielschichtigkeit der (auch horizontalen) Asymmetrien zur Grundlage ihres Denkens machen?

1 Die neuere Diskussion um soziale Ungleichheit

Während die Debatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts im Wesentlichen um Klassentheorien Marx'scher und Weber'scher Prägung kreiste, stand die neuere Diskussion um soziale Ungleichheit vor der Herausforderung, auf die oben skizzierten Wandlungsprozesse zu reagieren, die sich auf zwei Ebenen manifestieren: Zum einen lassen sich unter gesellschaftlichen Bedingungen, die durch eine Vielzahl neuartiger sozialer Lagen und Lebensumstände gekennzeichnet sind, klassenspezifisch eindeutig zurechenbare Positionen nur mehr schwer aufweisen. Zum anderen hat sich die subjektive Wahrnehmung der diversifizierten Lebensumstände in einer Weise verändert, die es problematisch macht, von einem relevanten klassenspezifischen Bewusstsein zu sprechen. Das Kollektivsubjekt derer, die in der sozialwissenschaftlichen Perspektive durch ein relativ gleichförmiges Maß an Ausbeutung und Exklusion beschrieben werden, scheint für die Selbstwahrnehmung und Handlungspraxis der Betroffenen kaum noch Bedeutung zu besitzen. Traditionelle Klassentheorien können deshalb weder die Struktur noch die Selbstorganisation spätmoderner Gesellschaften hinreichend erfassen.

Auf diese Befunde reagieren verschiedene Ansätze der Ungleichheitssoziologie mit paradigmatisch unterschiedlichen Antworten. Auf der einen Seite steht die mit Namen wie Ulrich Beck, Peter Berger, Stefan Hradil oder Martin Kohli verbundene Entstrukturierungsthese. Ihnen zufolge stellt der Grad der Fragmentierung der Sozialstruktur die Erklärungskraft von traditionellen Klassenanalysen grundsätzlich in Frage.² Zwar wird nicht geleugnet, dass materielle Ungleichheiten weiterhin bestehen bleiben. Durch den „Fahrstuhleffekt“ – also dadurch, dass die Bevölkerung in den westlichen Staaten insgesamt reicher

² Luhmann ist in dieser Kritik am weitesten gegangen und hat die radikale Frage gestellt, ob Sozialstrukturanalysen nicht ihr Gegenstand als solcher abhanden zu kommen droht und diese daher als eigenständiges Feld soziologischer Forschung ihre Existenzberechtigung verloren hätten (Luhmann 1984).

geworden ist – verliere die Stellung im Erwerbsprozess aber ihre zentrale Bedeutung für die Strukturierung einer Gesellschaft. Die Einbindung in „spätständische“ Vergemeinschaftungsformen (Beck 1994, S. 50) weiche der fortschreitenden Individualisierung, der Suche nach dem eigenen Leben. Prozesse der Differenzierung und Statusunterschiede verlagern sich diesem Ansatz zufolge in den Bereich der Lebensstile, der kulturellen Präferenzen und Identitätskonstruktionen (Beck 1986; Beck/Sopp 1997; Berger 1996; Lüdtke 1989; Müller 1992).

Dem halten die VerfechterInnen modernisierter Klassentheorien entgegen, dass die etablierten Analyseraster zwar nicht mehr genau genug seien, um die zunehmend differenzierteren Muster der „objektiven“ Verteilung von Gütern und Lebenschancen angemessen wahrnehmen zu können. Die fortwährend ungleiche Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen und Lebenschancen entlang gruppenspezifischer Merkmale erfordere jedoch eher eine Schärfung des analytischen Instrumentariums von Klassenkonzepten, nicht aber einen vollständigen Verzicht auf die Kategorien Klasse und Schicht.³ Diese seien deshalb historisch nicht obsolet, da auch die vermeintlich bis ins Unkenntliche diversifizierte und individualisierte „post-moderne“ Gesellschaft durch einen hohen Grad an stabilen Formen der Ungleichheit gekennzeichnet sei. Die starke analytische Fokussierung auf das Individuum und seine Präferenzen habe zu einem „subjektivistisch verklärten Begriff der Sozialstruktur“ (Geißler 1996; Brock 1993; Ritsert 1987, 1998) geführt, dem der Fortbestand klassischer sowie die Formierung neuartiger Ungleichheitsverhältnisse aus dem Blick gerate. Demgegenüber böten Klassentheorien weiterhin den geeigneten Zugang zur Erkenntnis darüber, in welcher Weise der soziale Raum hierarchisch strukturiert und Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse etabliert werden.

Individualisierungstheorie und modernisierte Klassentheorien reagieren auf konträre Weise auf das Auseinanderfallen von Klasse „an sich“ und Klasse „für sich“. Im erstgenannten Paradigma wird konstatiert, dass die fortbestehenden Ungleichheiten für die Bildung sozialer Gruppen zwar relevant, aber nicht länger zentral seien. Daher konzentriert sich die Forschung auf das Bewusstsein und Handeln von Individuen und sozialen Gruppen „für sich“, deren Gemeinsamkeiten sich primär über geteilte Milieus und alltagspraktische Erfahrungen herstellten. Demgegenüber verweisen modernisierte Klassentheorien auf den Fortbestand materieller Ungleichheits- und Ausbeutungsverhältnisse. Auch wenn diese, insbesondere auf Grund der gestiegenen sozio-kulturellen Hetero-

³ Rainer Geißler hat auf die „ideologischen Gefahren“ einer dem Gegenstand wenig angemessenen Einseitigkeit aufmerksam gemacht, die aus dem Paradigmenwechsel der Sozialstrukturanalyse der letzten Jahre zu resultieren drohe. Er spricht davon, dass „mit der unkritischen Fokussierung auf die dynamische Vielfalt der Lagen, Milieus und Lebensstile ... der kritische Blick für weiterhin bestehende vertikale Ungleichheitsstrukturen getrübt [wird; AW et al.]. Es besteht die Tendenz, dass vertikale Strukturen weg differenziert, weg pluralisiert und weg dynamisiert werden“ (Geißler 1996, S. 323).

genität, nicht zwangsläufig für die Handlungspraxis von Individuen und Gruppen relevant werden müssten, strukturierten sie dennoch die ungleiche Verteilung von Ressourcen und Lebenschancen „an sich“.

Eine solche – hier polarisiert dargestellte – Zuspitzung der Debatte lässt einen zentralen Streitpunkt deutlich werden: Beide Theorien schätzen den Stellenwert kultureller Unterschiedlichkeit für soziale Ungleichheit verschieden ein. In der Individualisierungstheorie erscheinen kulturelle Differenzen als Ausdrucksformen einer gegenüber der Sozialstruktur vergleichsweise verselbstständigten Sphäre, also z.B. als Lebensstile, kulturelle Präferenzen und Identitätskonstruktionen. In dieser Perspektive würden die Individuen zu GestalterInnen ihrer Biografie. Ihre Präferenzen folgten einer politisch-kulturellen Dynamik, deren Eigenständigkeit von Klassentheorien regelmäßig unterschätzt werde.

Modernisierte Klassentheorien erfassen unter den kulturellen Differenzen hingegen nur die relativ stabilen Formen und sehen diese als mittelbaren Ausdruck und als Legitimation von Klassenlagen. So sie, wie die regionale Herkunft, das Geschlecht, Alter, Familienstand und Ethnizität, über die Stellung im Erwerbsprozess hinausweisen, gehen sie als „horizontale Ungleichheiten“ oder „Disparitäten“ in die Forschung ein. Mit diesen Begriffen soll ausgedrückt werden, dass es sich um Ungleichheiten handelt, die quer zu den herkömmlichen vertikalen Differenzierungen liegen und diese ergänzen bzw. überformen.

Beide Ansätze verstehen jedoch wichtige Zugänge zum Verständnis dieser Phänomene. Zwar berücksichtigt die Individualisierungstheorie, dass Individualisierung als höchst widersprüchliche sozialstrukturelle „Freisetzung“ von Individuen zu verstehen ist, aus der (bei bestimmten Gruppen) neue Spielräume resultieren können, die jedoch zugleich mit einer Ausdehnung von Vergesellschaftungsprozessen einhergeht. Die Tatsache, dass dadurch auch die Dimensionen und Hinsichten vermehrt werden, in denen Individuen „ungleich“ sein können, wird zwar zuweilen als ungleiche Ressourcenausstattung oder Reintegrationsdimension der Individualisierung reflektiert, jedoch nicht systematisch als strukturelle Bedingung individuellen Handelns konzeptualisiert. Da es der Individualisierungstheorie nicht primär um Ungleichheiten geht, werden kulturelle Klassifikationen wie Geschlecht und Ethnizität hier zusammen mit anderen Ungleichheiten, stilistischen Präferenzen und politischen Orientierungen als Unterschiede behandelt, deren soziale Auswirkungen von individuellen Wahlentscheidungen abhängig bleiben. Die Bedeutung z.B. von Geschlechterunterschieden wird erst in Aushandlungsprozessen zwischen Individuen und Gruppen bestimmt. Kulturelle Ausdrucksformen können eine Gesellschaft der Individuen aber ebenso wenig strukturieren, wie sie selbst als Ausdruck sozialer Strukturen interpretiert werden sollten.

In modernisierten Klassentheorien erscheinen hingegen jene Klassifikationen, die sich nicht mittelbar mit Erwerbsarbeit in Verbindung bringen lassen, durch die implizite Nachrangigkeit der „horizontalen Disparitäten“ als „speziel-

le“ Problematiken. Das bedeutet für die empirische Forschung, dass z.B. ethnische Minderheiten in Klassenanalysen oft als „Randgruppe“ wahrgenommen werden und/oder die Klassenlage von Frauen mitunter in der des ganzen Haushalts und insbesondere des männlichen „Haushaltvorstandes“ aufgeht. Für die Theoriebildung ist problematisch, dass in modernisierten Klassentheorien ausgesprochen heterogene soziale Phänomene unter die horizontalen Ungleichheiten subsumiert werden. Die Zugehörigkeit zu verschiedenen Geburtskohorten oder Stilgemeinschaften, politische Orientierungen, berufliches Prestige, Dialekte und Herkunftsorte, Kinderzahl und Lebensform usw. können zwar durchaus als Ausdruck oder Ursache von sozialer Ungleichheit angesehen werden. Sie gewinnen aber keine systematische und eigenständige Bedeutung, d.h. sie werden nur dann ungleichheitsrelevant, wenn sie sich entweder in ökonomischen Disparitäten ausdrücken oder durch exkludierende Klassifikationen überformt werden.

In der Vielfalt kultureller Differenzen muss man daher zwischen kulturellen Ausdrucksformen, den horizontalen Disparitäten und den kulturellen Klassifikationen unterscheiden. Kulturelle Ausdrucksformen, wie z.B. distinktive Lebensstile, übersetzen ökonomische Unterschiede z.B. in symbolische Prestigedifferenzen. Sie wirken als „Legitimitätsgenerator“, weil sie die primär in der ökonomischen Sphäre erzeugten Ungleichheiten in den Augen der Akteure als legitim erscheinen lassen. Davon unterscheiden sich horizontale Disparitäten durch eine spezifische Ausprägung vorhandener Ungleichheiten: Armut bedeutet z.B. in einer strukturschwachen ländlichen Region etwas anderes als in einer Großstadt, für Jugendliche nicht das gleiche wie für ältere Menschen, etc. Kulturelle Klassifikationen wie Geschlecht und Ethnizität sind dagegen der einen Begrifflichkeit ebenso wenig wie der anderen zuzuordnen. Weder lassen sie sich auf eine symbolische Transformation primär ökonomisch fundierter Ungleichheit reduzieren, noch sind sie lediglich „horizontale“ Ausprägungen einer und derselben Ungleichheitsrelation. Vielmehr müssen sie als primär in der kulturellen Sphäre angesiedelte und dennoch eigenständige und vertikale Dimensionen sozialer Ungleichheit angesehen werden.

2 Geschlecht, Ethnizität und Klasse in der Diskussion um soziale Ungleichheiten

Polemisch zugespielt sind kulturelle Klassifikationen für beide Formen moderner Ungleichheitssoziologie sekundär.⁴ Dies gilt aber nicht für jegliche Theorie-

⁴ Eine andere, in der wissenschaftlichen Diskussion prominente Lesart dieses Verhältnisses schließt an Daniel Bells These vom Auseinanderfallen von Sozialstruktur und Kultur an. Sie unterstellt eine weit reichende Autonomie des Kulturellen gegenüber sozioökonomischen Lebensbedingungen. Entsprechend wird von einer Privatisierung des Kulturellen gesprochen, die sich

bildung zu diesem Gegenstandsbereich. So untersuchen die neueren Milieustudien soziale Ungleichheit primär in ihren kulturellen Erscheinungsformen. Ihnen liegt die Annahme zugrunde, dass sich ähnliche Wertorientierungen und Konsumstile zu sozialen Milieus zusammenfassen lassen (Vester 1997), in deren vertikaler Anordnung sich die ungleichen Ressourcenausstattungen dieser Milieus andeuten, während sie sich in der Horizontalen durch unterschiedliche Grade von Traditionalismus differenzieren. Hier treten kulturelle, in der Lebenswelt verankerte Muster der Gemeinschaftsbildung und der gruppenspezifischen Differenzierung neben materielle Unterschiede. Sie werden als gleichermaßen bedeutsam für die Erforschung von sozialer Ungleichheit gedacht.

Allerdings werden auch in der Milieuforschung ethnische und geschlechtspezifische Differenzierungen im Wesentlichen als ergänzende Klassifikationen eingeführt und nicht als eigenständige Kategorien sozialer Ungleichheit wahrgenommen. Sie tragen zur Varianz zwischen den Milieus bei, so wie sich manche Milieus durch einen höheren oder niedrigeren Altersdurchschnitt, durch einen höheren oder niedrigeren Frauenanteil, durch einen höheren oder niedrigeren Anteil an MigrantInnen auszeichnen. Systematische Berücksichtigung finden Klassifikationen wie Geschlecht und Ethnizität aber nicht. Dies hängt damit zusammen, dass in der Milieuforschung kulturelle Unterschiede zwar neben ökonomischen Ungleichheiten untersucht werden, dass ihr Zusammenhang aber unterbelichtet bleibt, bzw. ihre Auswirkungen als gleichläufige Bestandteile *eines* Milieus konzipiert werden. Kulturelle Klassifikationen, die *eigenständige* Dimensionen sozialer Ungleichheit darstellen, sind aber mehr als das qualifizierende Adjektiv vor einem „weiblichen“ oder „männlichen“ Lebensstil. Geschlecht und Ethnizität sind Kategorien, entlang derer u.a. politische Unterdrückung gerechtfertigt und ökonomische Ausbeutung praktiziert wird. Ähnlich sind Prozesse der Rassenkonstruktion (auch im Unterschied zur Selbstethnisierung) gerade nicht dadurch gekennzeichnet, dass sich Individuen aktiv zu einer Gruppe vereinigen. Vielmehr werden sie auch gegen ihre Selbstdefinition und soziale Verortung auf einen rassistisch diskreditierten Status festgelegt. Ähnlich wie die Milieuforschung ist auch die poststrukturalistische Debatte zu „Rasse“, Klasse und Geschlecht (Anthias/Yuval-Davis 1992; Gutierrez-Rodríguez 1999; King 1988) durch ihre kulturosoziologische Schwerpunktsetzung gekennzeichnet. Auch hier wird die gesteigerte Fragmentierung und Ambiguität kultureller Prozesse beobachtet. Im Unterschied zu den vorgenannten Ansätzen erklären poststrukturalistische Ansätze die Entdifferenzierung sozialer Lagen nicht primär durch Individualisierungsprozesse, sondern v.a. durch das gleichzeitige Wirken der multiplen Herrschaftsverhältnisse Sexismus, Rassismus und Klassenunterdrückung. Rassenbeziehungen und Geschlechterverhäl-

in Form der „dispositiven Lebensführung“ (Brock 1991) manifestiere, aber keine Relevanz für die Strukturierung der Verteilung von Gütern und Lebenschancen habe.

nisse werden ebenso wie Klassenverhältnisse sowohl als ungleicher Zugang zu Ressourcen als auch durch Exklusion und Unterdrückung gekennzeichnet, und sie finden ihren Ausdruck in den entsprechenden kulturellen Repräsentationen.

Im Vergleich zu traditionellen Sozialstrukturanalysen liegen die Stärken des poststrukturalistischen Ansatzes darin begründet, dass der Mehrdimensionalität gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse – und damit ihrer jeweiligen Eigendynamik – Priorität eingeräumt wird. Die poststrukturalistische Kritik richtet sich dabei insbesondere gegen den theoretischen Reduktionismus von Ansätzen, die die Universalität, die herausgehobene Bedeutung oder das Prinzip eines einzelnen Herrschaftsgegensatzes gegenüber allen anderen gesellschaftlichen Widersprüchen behaupten. Gleichwohl erwachsen aus dieser konzeptionellen Offenheit zugleich auch die zentralen Probleme derartiger Ansätze: Die Betonung der Eigendynamik und Nicht-Reduzierbarkeit qualitativ unterschiedlicher Phänomene gesellschaftlicher Herrschaft erschwert – bzw. verzichtet sogar bewusst auf – die Generierung eines kohärenten, theoretisch integrierten Modells der Sozialstrukturanalyse.

Kritikwürdig erscheinen poststrukturalistische Theorien gerade dann, wenn sie dieses Manko dadurch zu kompensieren versuchen, dass sie die verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit unter den Begriff „Herrschaft“ subsumieren. „Was alles ‚Unterdrückung‘ sein soll, das wird stillschweigend so weit gefasst, dass eigentlich alle möglichen asymmetrischen Machtbeziehungen, die von Sozialwissenschaftlern je thematisiert worden sind, unter diesen einen gleichen Namen fallen können: Ausbeutung, Diskriminierung, Ausschließung, Herrschaft, usw.“ (Bader/Benschop 1989, S. 14). In diesem Fall kann man kaum noch zwischen politischen Auseinandersetzungen und sozialer Ungleichheit differenzieren. Und es wird schwierig, die Unterschiede und den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit analytisch präzise zu fassen. Die empirischen Analysen ähneln denn auch einer für Herrschaft sensibilisierten Milieuforschung: Man untersucht vor allem die konkreten kulturellen Erscheinungsformen, durch die sich spezifische soziale Lagen im Geflecht der Herrschaftsverhältnisse auszeichnen.

Das Bourdieu'sche Theoriegebäude ist an dieser Stelle expliziter. Zwar wird seine Analyse der „Feinen Unterschiede“ in der deutschen Diskussion teilweise unter die Lebensstilforschung subsumiert (Mörth/Fröhlich 1994). Ihr liegt jedoch eine Betrachtung der objektiven Strukturen des sozialen Raumes zugrunde, die sich nicht auf ökonomische Unterschiede beschränkt (Bourdieu 1992). Bourdieu zufolge wird der Raum sozialer Ungleichheiten neben ökonomischem auch durch kulturelles und soziales Kapital strukturiert. Von Klassenlagen im objektiven Sinne spricht er, wenn Menschen über eine ähnliche Quantität und Anordnung dieser Kapitalien im sozialen Raum verfügen und folglich ähnliche Habitusformen und Lebensstile aufweisen. Man kann Bourdieu dafür kritisieren, dass auch er objektive Klassenlagen primär auf die Stellung im Erwerbs-

prozess bezieht – wenngleich diese immerhin als ökonomisch *und* kulturell determiniert erscheint. Interessant ist jedoch der Gedanke, dass sich die diversen Ungleichheitsdimensionen nicht in einem Klassenbewusstsein oder gar einer politischen Selbstorganisation niederschlagen müssen, um strukturierend zu wirken. Die augenscheinliche Vielfalt und Heterogenität kultureller Ausdrucksformen werden nicht von der Stellung im Erwerbsprozess determiniert. Dennoch lassen sie sich nicht ohne konstitutiven Bezug auf die ihnen zugrunde liegenden Ungleichheitsstrukturen begreifen.

Davon abgesehen gelingt auch Bourdieu keine überzeugende theoretische Verknüpfung von Klasse und anderen Dimensionen sozialer Ungleichheit wie Geschlecht (Dölling/Krais 1997; Frerichs/Steinrücke 1993), Ethnizität und „Rasse“ (Weiß 2001). Zwar hat er im Unterschied zu anderen VerfechterInnen einer erneuerten Klassentheorie intensiv zur männlichen Herrschaft gearbeitet (Bourdieu 1997a, 1997b, 1998). Wie sie unterstellt er jedoch, dass es sich bei Geschlecht und anderen kulturellen Klassifikationen um Dimensionen sozialer Ungleichheit handelt, die quer zu den primär ökonomisch konstituierten Klassendifferenzierungen liegen, ohne diese im Kern zu berühren. Dass Ungleichheitskategorien wie Geschlecht und „Rasse“ nicht primär über die Stellung im Erwerbsprozess zu erfassen sind und dennoch stabile und strukturelle Ungleichheitsrelationen begründen können, wird nicht ausreichend berücksichtigt.

Die nötige Bedeutung kommt diesen Ungleichheitskategorien nur in der Geschlechter- und ansatzweise auch in der Rassismusforschung⁵ zu. Innerhalb der Geschlechterforschung finden sich zahlreiche Versuche, Geschlecht und Klasse als eigenständige und dennoch wechselseitig bedeutsame Ungleichheitsrelationen zu begreifen. Hier stehen auf der einen Seite Ansätze, die die Verbindung von Klasse und Geschlecht theoretisch präzisieren, während es anderen vor allem gelingt, die Spezifität verschiedener Ungleichheitsverhältnisse genauer zu beschreiben.

Von der ersten Richtung wird geschlechtsspezifische Ungleichheit typischerweise als Einbindung von Männern und Frauen in verschiedene Ökonomien oder Institutionen konzipiert: Die Stellung des Mannes wird über die Produktionsarbeit, die der Frau über die Reproduktionsarbeit bzw. die „doppelte

⁵ Sofern sich die Rassismusforschung überhaupt mit der Verbindung von Klasse und „Rasse“ beschäftigt, geht die Präferenz traditionellerweise dahin, die Interessengegensätze zwischen rassistisch konstruierten Gruppen als Ausformulierung ökonomischer Dynamiken zu deuten. Allerdings wird ihnen als politisches Projekt (Omi/Winant 1994) oder als Gruppenkonflikt (Rex/Mason 1986) eine eigenständige Bedeutung zugestanden. In den letzten Jahren ist hier eine Veränderung eingetreten: Auch neo-marxistische Ansätze haben sich vom ökonomischen Determinismus der „Logik der Ableitung“ verabschiedet und Rassismus als eigenständiges soziales Phänomen zu konzeptionalisieren versucht (Hall 1989, 1994; Balibar/Wallerstein 1990; Räthzel 2000).

Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 1987) bestimmt. Im Rahmen dieser Theorien bleibt es jedoch schwierig, diejenigen Aspekte geschlechtsspezifischer Ungleichheit zu fassen, die sich weder als Überformung herkömmlicher Klassenverhältnisse noch als Einbindung in eine von diesen unterscheidbare eigene Ökonomie erklären lassen, sondern die z.B. in alltäglichen Interaktionen reproduziert werden. Auch lassen sich ihre Modellvorstellungen schwerlich auf andere kulturell reproduzierte Ungleichheitsdimensionen übertragen. Zum Beispiel können die asymmetrischen Beziehungen zwischen rassistisch konstruierten Gruppen kaum auf eine spezifische Ökonomie oder Institution bezogen werden.⁶

Auf die diesen Theorien inhärente Gefahr des ökonomischen oder institutionalen Reduktionismus antworten verschiedene Formulierungen der politischen Soziologie sozialer Ungleichheit (Kreckel 1997). Sie analysieren diverse Mechanismen, durch die soziale Ungleichheit reproduziert wird und deren Bandbreite von ökonomischen und politischen bis hin zu interaktiven Prozessen reicht. Für rassistische Herrschaft nennt Wacquant in diesem Band z.B. Kategorisierung, Diskriminierung, Segregation, Getoisisierung und rassistische Gewalt. Cyba (2000) unterscheidet Schließung, Ausbeutung, öffentlichen und privaten Traditionalismus, kommunikative Abwertung und asymmetrische Aushandlungsprozesse. In diesem Zusammenhang wird zwar die Heterogenität und Eigenständigkeit der verschiedenen Ungleichheitsdynamiken gut erfasst. Meist beklagen die AutorInnen jedoch selbst, dass es dadurch schwer fällt, eine allgemeine, unterschiedliche Dimensionen umfassende Theorie sozialer Ungleichheit zu entwickeln.

Noch immer sind Modelle selten, die Phänomene wie Rassismus, Geschlechterungleichheit und ethnische Differenzen nicht in erster Linie als singuläre und im Hinblick auf Klassenverhältnisse sekundäre Formen sozialer Ausschließung behandeln, sondern diese im Rahmen einer allgemeinen Theorie sozialer Ungleichheit zu erklären suchen. Denn die Debatte darüber, ob sich die Klassenstruktur in eine Gesellschaft der Individuen auflöst, ob sie trotz zahlreicher Umschichtungen im Kern unberührt bleibt oder ob sie in multiple Herrschaftsverhältnisse zersplittet wird, verdeckt die prinzipiellen Fragen, die die Integration verschiedener kultureller Klassifikationen in ein einheitliches Modell sozialer Ungleichheit aufwerfen muss. Bei Rassenkonstruktionsprozessen, Geschlechterverhältnissen und ethnischen Differenzierungen handelt es sich um politisch umkämpfte symbolische Machtstrukturen, die über legitime Inklusion und Exklusion entscheiden. Sie bedingen massive Asymmetrien in Ressourcenausstattung und Lebenschancen der durch sie konstruierten Gruppen. Die ihnen zugrunde liegenden sozialen Antagonismen lassen sich aber nicht auf die Erwerbsarbeit oder „objektiv“ ungleiche Ressourcenverteilungen reduzieren. Sie

⁶ Ein Vorschlag findet sich bei Lenz (1995).

sperren sich gegen Theorie und Methode der traditionellen Ungleichheitssoziologie.

3 Fokus des Buches

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis mehrjähriger Diskussionen in einem Arbeitskreis (ehemals) Berliner SozialwissenschaftlerInnen. In unseren einleitenden Bemerkungen legen wir das theoretische Substrat dieser längerfristigen und auf heterogene empirische Felder bezogenen Diskussion dar. Die Beiträge formulieren jedoch unterschiedliche Antworten im Verhältnis zu unseren Fragen und Desideraten. Dabei wird auch sichtbar, wie weit die Erklärungskraft der bereits vorhandenen Modellvorstellungen ausgedehnt werden kann. Zum Beispiel lotet Klaus Eder die Möglichkeiten kulturoziologischer Klassentheorien aus; Helga Krüger vertritt die Forschung zur doppelten Institutionalisierung des Lebenslaufs. Zugleich enthalten die Artikel theoretische Angebote und Weiterentwicklungen, die im Folgenden aus der Perspektive der HerausgeberInnen zusammengeführt werden, die aber im Verhältnis zueinander auch als Kontroverse gelesen werden könnten.

Allen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie anhand qualitativer Daten und Fallstudien die Bedingungen analysieren, unter denen sich AkteurInnen für die Abgrenzung, Aufrechterhaltung und Legitimierung von Identitätskategorien wie Geschlecht und „Rasse“ in variierenden Kontexten engagieren, sowie die Konsequenzen, die eine derartige Konstruktionsarbeit für die Herstellung von Unter- und Überlegenheit und die Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen hat. Ziel ist es, im Dialog von Migrationssoziologie, Geschlechterforschung und Ungleichheitssoziologie, von Politikwissenschaft und Soziologie verallgemeinerbare Aussagen über die Reproduktion von Ungleichheit im Medium symbolischer Auseinandersetzungen zu gewinnen. Die dabei verwendeten Modellvorstellungen sozialer Ungleichheit optieren im weitesten Sinne für eine erneuerte Klassentheorie, schließen also an das Bourdieu'sche Konzept des mehrdimensionalen sozialen Raumes an. Im Unterschied zu Bourdieu halten sie es jedoch nicht für sinnvoll, sich im Wesentlichen auf die berufsförmige Konstitution von sozialen Lagen zu beschränken. Durch eine solche Reduktion würde es schwierig, eine gewandelte Sozialstruktur zu begreifen und Geschlecht und „Rasse“ als eigenständige Ungleichheitsrelationen zu erfassen. Die hier vorgestellten Modelle versuchen, der Eigendynamik von kulturellen und politischen Prozessen in ihrer Bedeutung für stabile Strukturen sozialer Ungleichheit gerecht zu werden.

Dadurch richtet sich der Blick auf die Aushandlungsprozesse, die in modernen Gesellschaften zu einem zunehmend zentralen Medium der Strukturierung sozialer Ungleichheiten werden (Eder 1993; Luhmann 1984). In diesen Prozessen wird sowohl darüber entschieden, wer zu einer gesellschaftlichen Gruppe gehört, als auch darüber, wie benachteiligt bzw. privilegiert diese im öffentli-

chen Diskurs erscheint.⁷ Dabei werden der Grad der Legitimität von hierarchisch differenzierten Zugängen zu sozialen Gütern und Lebenschancen ausgehandelt und Formen der symbolisch sanktionierten Exklusion etabliert. Soziale Ungleichheit wird über kulturelle und politische Auseinandersetzungen reproduziert. Deren Logik ist aber allein im Rahmen von primär ökonomisch motivierten Positions- und Distinktionskämpfen nicht verständlich.⁸ Bei den Auseinandersetzungen über kollektive Identitäten geht es nicht nur um den vermeintlich herrschaftstranszendierenden „Kampf um Anerkennung“, sondern eben auch um die Festschreibung und Generierung von Bedingungen der sozialen und symbolischen Exklusion von knappen Gütern und Lebenschancen.

Dies gilt insbesondere für solche gesellschaftlichen Gruppen, die sich mit der Zuschreibung von Formen kultureller Identität konfrontiert sehen, die nicht von ihnen stammen, die sie selbst nicht teilen und die ihnen in der gesellschaftlichen Praxis massive Nachteile in der Konkurrenz um Ressourcen und Privilegien einbringen. In diesem Zusammenhang müssen – um sich der Kategorien Bourdieus zu bedienen – klassenspezifische Präferenzstrukturen, die einen bestehenden kulturellen und ökonomischen Status ausdrücken, überformen oder verschleieren, von asymmetrischen Klassifikationen unterschieden werden, welche einen ungleichen Status erst konstituieren. Letztere werden in politischen und soziokulturellen Kämpfen durchgesetzt und können dann als Formen von Herrschaft, Diskriminierung, Ausbeutung, Gewalt etc. begriffen werden.

Für die Analyse sozialer Ungleichheit ist also nicht jegliche politische und kulturelle Auseinandersetzung und jede kulturelle Präferenz von Interesse. Vielmehr geht es um jene Formen von Herrschaft und Konflikt, die zwar kulturell reproduziert werden und von daher auch der relativen Flexibilität kultureller Prozesse unterworfen sind. Sozialstrukturell relevant werden diese Klassifikationen aber nur dann, wenn sie in der Lage sind, eine Ungleichverteilung von Ressourcen hervorzubringen, welche so stabil ist, dass sie die Lebenschancen ihrer BesitzerInnen beschneidet bzw. erweitert. Das ist, so Weiß und Schmidtke in diesem Band, vor allem dann der Fall, wenn sie sich als „symbolische Gewalt“ (Bourdieu/Passeron 1977) so in Diskursen, Praktiken und Institutionen

⁷ Klaus Eder hat diesen Zusammenhang mit Blick auf den Klassenbegriff dahingehend formuliert, dass „Kultur“ das zentrale Bindeglied darstellt, vermittels dessen kollektives Handeln an soziale Strukturen rückgebunden wird. Im Medium des kommunikativ strukturierten Kulturellen bilden sich jene geteilten Weltsichten und Werte heraus, die als Grundlage für eine gemeinsame Handlungsperspektive und das Bewusstsein der eigenen gesellschaftlichen Position herangezogen werden (Eder 1994).

⁸ Ong (1999) zeigt z.B., dass die Familien chinesischer Unternehmer in den USA zwar in der von Bourdieu geschilderten Weise symbolisches und kulturelles Kapital akkumulieren, dass dieses jedoch an einem „rassifizierten“ Subjekt als inkongruent wahrgenommen und dadurch entwertet wird.

verfestigen, dass sie für die Unterdrückten eine unangreifbare Macht darstellen oder selbstverständliche Autorität gewinnen.

Geschlecht und „Rasse“ bzw. Ethnizität eignen sich in besonderem Maße zur Naturalisierung sozialer Ungleichheit. Mit ihnen lassen sich „natürliche“ Überlegenheiten ebenso konstruieren, wie sozial Deklassierte auf sie zurückgreifen, um einen letzten Vorteil gegenüber Konkurrenten zu reklamieren (Neckel 1991, S. 173). Deutlich wird dies z.B. in der beruflichen Rekrutierungspraxis, in der zunehmend askriptive, quasi-natürliche Merkmale für die Positionierung entscheidend werden. Derartige Zuschreibungen sind besonders zur Stigmatisierung geeignet, da durch sie die jeweilige soziale Stellung ursächlich in die Person hineingenommen, dem eigenen Selbst im wahrsten Sinne des Wortes einverleibt wird. Hier trifft sich unsere Argumentation mit den Individualisierungstheorien und Bourdieu: Wenn aus strukturellen Antagonismen keine „Klassen für sich“ hervorgehen, kann das u.a. dadurch erklärt werden, dass deren gesellschaftliche Ursachen nicht mehr wahrgenommen und deren Folgen internalisiert werden, bzw. in dominanten Diskursen und Institutionen als „natürliche Unterschiede“ erscheinen.

4 Desiderate für die Ungleichheitsforschung

Durch die Berücksichtigung kultureller Klassifikationen im Rahmen der Ungleichheitsforschung gewinnt eine Reihe von Fragen systematische Bedeutung, die bisher eher am Rand der kulturalistischen Ungleichheitsforschung diskutiert wurden. So bringt es die Flexibilität kultureller und politischer Konstruktionen mit sich, dass diese nicht als „objektiv bestehende“ Ressourcen vorausgesetzt werden können. Vielmehr muss man zeigen, unter welchen Bedingungen kulturelle Klassifikationen Struktureffekte hervorbringen und wie solche Strukturen konfliktualisiert und zum Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen gemacht werden. Dies schließt die Reflexion darüber ein, welche Verzerrungen und Auslassungen die jeweilige Fragestellung, Perspektive und Methode mit sich bringen können. Weiterhin sollte die Spezifik verschiedener Dimensionen sozialer Ungleichheit herausgearbeitet werden, so dass Wechselbeziehungen zwischen ihnen konkretisierbar werden. Schließlich müssen die Klassifikationen in spezifischen sozialen Kontexten, Feldern und Institutionen verortet werden.

4.1 Struktur und Konflikt

Während die Ungleichheitssoziologie die Bedeutung einer Ressource wie Geld unhinterfragt voraussetzen und sodann deren ungleiche Verteilung beschreiben und erklären kann, richtet sich das Augenmerk der Forschung zu Geschlecht und „Rasse“ bzw. Ethnizität primär darauf, wie diese Kategorien in der kulturell-politischen Sphäre hergestellt und reproduziert werden. Nicht nur aus Sicht

der Ungleichheitsforschung wäre es jedoch nötig, mehr Aufmerksamkeit auf die Frage zu verwenden, auf welche Weise diese Konstruktionen so in Institutionen und Praktiken eingeschrieben werden, dass sie stabile Verhältnisse sozialer Ungleichheit hervorbringen. Eine grundsätzliche Herausforderung für eine Theorie symbolisch vermittelter Ungleichheiten besteht darin, theoretisch und empirisch nachvollziehbar darzulegen, ob und unter welchen Umständen dies der Fall ist.

In diesem Band entwickelt Anja Weiß eine Modellvorstellung dafür, wie in rassistisch strukturierten Gesellschaften die entsprechenden Klassifikationen als symbolische Gewalt in die Institutionen und in den Habitus eingeschrieben werden. Diese stabilen Anteile rassistischer Herrschaft werden von ihr als eine spezifisch rassistische Form des symbolischen Kapitals angesehen, welche den sozialen Raum objektiv mitstrukturiert. Durch politische Mobilisierung geraten Teilespekte rassistischer Herrschaft in die Kritik und werden dadurch dem Bereich des Selbstverständlichen entzogen. Die Unterscheidung zwischen den stabilen strukturrelevanten und den umkämpften Aspekten des Rassismus wird an den Gruppendiskussionen antirassistischer Gruppen expliziert.

Symbolische Auseinandersetzungen können strukturbildende Wirkungen haben. In diesem Fall beeinflussen sie ihrerseits die Möglichkeit und Unmöglichkeit, den Erfolg und Misserfolg, die Gewinne und Verluste erneuter symbolischer Kämpfe. Symbolische Gewalt wird nicht nur durch ökonomische Ressourcen gestützt, sondern auch durch die Kontrolle bzw. Beherrschung gesellschaftlicher Schlüsselinstitutionen, z.B. des Bildungswesens oder der Medien. Die Legitimation der „richtigen Weltsicht“ (Bourdieu „Orthodoxa“) kann durch die Herrschaft über Institutionen stillschweigend ermöglicht werden. Je weniger Herrschaft also auf direkter Zwangsgewalt beruht, desto bedeutsamer wird die Rolle der subtileren symbolischen Macht, die Herrschaftsverhältnisse als „natürlich“ und selbstverständlich erscheinen lässt. In seinem Beitrag belegt Oliver Schmidtke anhand des Berliner Gettoisierungsdiskurses in den späten 90er Jahren wie über die im öffentlichen Diskurs institutionalisierte symbolische Macht eigenständige Formen der Ungleichheit und Exklusion von Einwanderinnen und Einwanderern etabliert und festgeschrieben werden.

Die strukturell Abhängigen bzw. symbolisch Ausgeschlossenen akzeptieren herrschende Wahrnehmungs- und Einstellungsweisen im Austausch gegen die Inklusion in Diskurse und Institutionen. Helga Krüger zeigt, wie die institutional abgesicherte und soziokulturell antizipierte arbeitsteilige Einbindung von Männern und Frauen in den beruflichen, respektive familiären Lebenslauf die Asymmetrie ihrer Lebenschancen und faktischen Biografieverläufe erklären kann. Unter solchen Bedingungen stellt die Konfliktualisierung von Machtverhältnissen keine ernsthafte Gefahr für die herrschende Ordnung dar. Statt strukturelle Veränderungen herbeizuführen übernehmen symbolische Kämpfe dann Ventilfunktionen für das angestaute Empörungs- und Protestpotenzial: Cornelia

Koppetsch untersucht am Beispiel von Paarbeziehungen im Milieuvergleich den ambivalenten Charakter symbolischer Aushandlungsprozesse. Die Tatsache, dass die Ordnung zwischen den Geschlechtern ausgehandelt wird und oft beide Seiten Kompromisse eingehen, macht die Geschlechter-Beziehungen zu einem dynamischen Prozess, nicht aber unbedingt zu einem Austausch von Gleichen. Vielmehr ist der Umstand, dass verhandelt wird, eine entscheidende Stütze der Geschlechterungleichheit, da er ein Einverständnis der Frauen mit ihrer untergeordneten Position erleichtert.

Doch trotz der stabilen Institutionalisierung kultureller Differenzkonstruktionen und deren Anspruch auf unbedingte Gültigkeit werden diese immer wieder angefochten und problematisiert. Neben der selbstverständlichen Stabilität kultureller Klassifikationen muss auch deren Veränderung in symbolischen Kämpfen erfasst werden. Karin Schittenhelm vergleicht junge Frauen mit einem Migrationshintergrund hinsichtlich des Übergangs von der Schule zum Beruf, wobei junge Frauen ost- und westdeutscher Herkunft als Vergleichsgruppen einbezogen werden. Ihre Bildungsverläufe werden durch ihren familiären Hintergrund, ihr Herkunftsmilieu, aber auch durch Geschlecht und ethnische Zuschreibungen strukturiert. Anhand von Fallanalysen zeigt sich, dass die betreffenden jungen Frauen nur jene Dimensionen sozialer Ungleichheit explizit machen und kritisieren, deren Grenzen sie im Rahmen individueller oder kollektiver sozialer Mobilität überschreiten können. So wenden sich junge Frauen in technischen Berufsausbildungen gegen geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Junge Frauen aus migrierten Familien betonen, dass sie sich nicht auf Helferinnenberufe beschränken lassen wollen, in denen sich junge Frauen türkischer Herkunft konzentrieren. Ein solcher Vergleich erlaubt einen Blick auf die mikrosozialen Voraussetzungen der politischen Mobilisierung gegen Ungleichheit. Wenn es wie bei den jungen Frauen gelingt, strukturelle Barrieren durch andere Ressourcen – in diesem Fall ihre Aufstiegsorientierung – zu kompensieren, wird auch Kritik an deren Legitimität laut. Bleiben Ungleichheitsstrukturen hingegen praktisch unhinterfragt, wirken sie selbstverständlich und jenseits von kommunikativen Auseinandersetzungen.

Dabei wird deutlich, dass die Positionsmerkmale, entlang derer eine Gruppe objektiv übereinstimmt, nicht mit den Grenzziehungen identisch sein müssen, die den Angehörigen dieser Gruppe im Rahmen politischer Auseinandersetzungen zugeschrieben werden. Almut Riedel zeigt, dass die habituelle Übereinstimmung einer Gruppe junger Frauen auf lebensweltlich homologen Erfahrungen – auch mit rassistischer Exklusion – beruht, während die hegemoniale Fremdbeschreibung dieser Gruppe einige zentrale Dimensionen ihrer Erfahrung und Selbstkonstruktion übersieht. Oliver Schmidtke und Karin Schittenhelm untersuchen – bezogen auf die gleiche Stadt – den öffentlichen Diskurs über Migration resp. den Erfahrungsraum einer solchermaßen konstruierten Gruppe. Zentrale Mechanismen der Exklusion und des Aushandelns symbolischer

Grenzziehung werden aus beiden Perspektiven auf sehr unterschiedliche Weise beschrieben.

Es ist das Wechselspiel zwischen der selbstverständlichen Gegebenheit kultureller Ungleichungsstrukturen und ihrer Rekonstruktion in symbolischen Kämpfen, welches die hier behandelten Dimensionen sozialer Ungleichheit auszeichnet. In weniger ausgeprägter Form ist ein solches Wechselspiel auch bei ökonomischen Ungleichheiten zu beobachten: Arme kämpfen ähnlich wie Schwarze um die Aufwertung ihrer Ressourcen bzw. entwickeln subkulturelle Räume, in denen ihre Kapitalien zumindest symbolisch mehr Anerkennung erfahren als im öffentlichen Diskurs. Albert Scharenberg zeigt in diesem Band, wie schwarze Rapper in den USA die Normen des „Gettos“ gegenüber denen der „Suburbs“ – der weißen wie schwarzen Mittelschichten – aufwerten. Hier werden symbolische Kämpfe zum Medium, in dem die Legitimität von Strukturen sozialer Exklusion in Frage gestellt wird.

4.2 *Methode*

Dass ungleichheitsrelevante kulturelle Klassifikationen scharf umkämpft sind, wirft auch für die Soziologie sozialer Ungleichheit Probleme auf. Loïc J.D. Wacquant kritisiert an der Rassismusforschung die „Logik des Gerichtsverfahrens“, also die normative Anklage, die bei moralischbrisanten Themen leicht an die Stelle der analytischen Präzision treten kann. Die Wissenschaft steht Wacquant zufolge vor der Aufgabe, sich nicht in diese Konflikte zu verstricken, sondern die eigene methodische Perspektive zu reflektieren, wenn sie symbolisch vermittelte Dimensionen sozialer Ungleichheit untersucht. Außerdem seien die zentralen Konzepte der Rassismusforschung für eine spezifische Gesellschaft – die USA – entwickelt worden. Ihre einfache Übertragung auf andere Gesellschaften führe zu weiteren Verkürzungen. Sein Plädoyer für die intensivere Selbstreflexion der Wissenschaft mündet in ein Modell, in dem Wacquant die seines Erachtens zentralen Erscheinungsformen rassistischer Herrschaft analytisch einführt.

Albert Scharenberg zeichnet hier ein ähnliches Bild: Im HipHop greift die afroamerikanische Unterschicht die Dominanzkultur der Mittelschichten durch die Schaffung von subkulturellen Gegendiskursen symbolisch an. Dieser „counter-discourse“ wird seinerseits von wissenschaftlichen Zugängen unter deren jeweiliges Erkenntnisinteresse subsumiert. Z.B. wird er im Kontext von Geschlechterverhältnissen als primär sexistisch und im Hinblick auf die Ausbeutung der Unterschichten als primär befreiend wahrgenommen. Scharenberg zufolge können die Gegendiskurse der Rapper aber nur im Zusammenhang mit der tief greifenden Verschränkung von Rassenunterdrückung, Klassenausbeutung, Sexismus und Nationalismus im Kontext einer weißen Mehrheitsgesell-

schaft, d.h. durch den Rekurs auf die kontextuellen Spezifika in der Lebenssituation der Subjekte selbst, gedeutet werden.

Klaus Eder stellt die Frage nach der Methode im Hinblick auf das allgemeine Verhältnis von Klassenverhältnissen und kulturellen Differenzen: Die Klassenlage beeinflusse die beobachtbaren kulturellen Differenzen in ähnlicher Weise wie die Partitur das Spiel eines Orchesters. Es komme aber darauf an, das die Partitur erst ermögliche Notensystem zu verstehen. Empirische Forschung, die auf diesen theoretischen Gewinn abzielt, kann sich Eder zufolge nicht auf die Deskription quantitativer Verteilungen beschränken. Sie benötigt vielmehr Methoden, die der Dynamik und Selbstreflexivität von Ungleichheitsverhältnissen gerecht werden.

4.3 Interdependenzen zwischen verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit

Ziel dieses Bandes ist es, unterschiedliche Dimensionen sozialer Ungleichheit, vor allem rassistische, klassenspezifische und geschlechtsspezifische Ungleichheit in ein allgemeines Modell zu integrieren und verallgemeinerbare Aussagen über die Reproduktion kultureller Klassifikationen im Medium symbolischer Auseinandersetzungen zu gewinnen. Allerdings stellt sich die Frage, ob die unterschiedlichen Dimensionen nicht zu heterogen sind, ob Geschlecht überhaupt analog zu Klassenungleichheiten oder rassischen Diskriminierungen konzipiert werden kann, oder ob nicht vielmehr die Eigenlogiken der Ungleichheitsrelationen überwiegen. Die Strukturvariable Geschlecht folgt anderen Logiken als rassistische Herrschaft, und beide müssen von ökonomischer Ungleichheit, wie sie vom Klassenbegriff alter Prägung angesprochen wurde, unterscheiden werden.

Andererseits ist es auch nicht möglich, die verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit bereichsspezifisch zu behandeln, sie also auf unterschiedliche Institutionen oder Märkte zu beziehen und z.B. die sexuelle Ausbeutung von Frauen völlig getrennt von ihrer diskursiven Konstruktion als „schönes Geschlecht“ zu sehen. Ihre Bedeutung reicht über abgrenzbare Teilbereiche hinaus – sonst wäre es nicht sinnvoll, sie als Dimensionen sozialer Ungleichheit zu begreifen. Außerdem stellen in der Empirie Wechselwirkungen und Synthesen der verschiedenen Ungleichheitsverhältnisse den Normalfall dar. Wer nachvollziehen will, gemäß welcher Logik unterschiedliche Klassifikationsschemata, die der Wahrnehmung und Reproduktion der sozialen Welt zugrunde liegen, interferieren, sich substituieren, verstärken oder ergänzen, kann die diversen Formen sozialer Ungleichheit nicht einfach addieren – nach dem Motto: Schwarz + Weiblich + Arbeiterklasse = dreifache Benachteiligung. Vielmehr geht es um die komplexen Interdependenzbeziehungen zwischen den Dimensionen. So zeigt Cornelia Koppetsch, wie Geschlecht schon bei der Konstitution der Mili-

eus strukturierend wirkt. Die Norm der Geschlechtergleichheit ist z.B. kennzeichnend für den Diskurs im individualisierten Milieu ebenso wie für die hier typische qualifizierte Berufstätigkeit beider PartnerInnen. Zugleich erleichtert sie die Distinktion gegenüber dem traditionalen Milieu. Karin Schittenhelm plädiert in diesem Zusammenhang für den empirischen Vergleich von diversen Aspekten wie Geschlecht, Migrationshintergrund und familiärer Herkunft. So können die Effekte verschiedener Ungleichheitslogiken differenziert analysiert werden, auch wenn sie sich in den beobachteten Phänomenen unweigerlich verbinden.

Die verschiedenen Dimensionen sozialer Ungleichheit gehen aber auch überraschende Verbindungen ein. Albert Scharenberg zeigt, wie die ökonomische Unterlegenheit und rassistische Unterwerfung schwarzer Männer historisch auch darin zum Ausdruck kam, dass ihnen die hegemonialen Aspekte von Männlichkeit abgesprochen wurden und ihnen damit die Ausübung der traditionellen Männerrolle versagt blieb. Rapper werten die Anzeichen für ihre Unterlegenheit auf und konstituieren sich als mächtige Männer. Sollen ihre Texte als sexistisch oder als antirassistisch interpretiert werden, stimmen beide Etikette nicht, oder bedingen sie einander? Almut Riedel findet am Beispiel eines Verkaufsgesprächs zwischen einer Rentnerin und einem Marktverkäufer maghrebinischer Herkunft heraus, dass Unterschiede hinsichtlich Alter, Geschlecht und Ethnizität nicht zwingend Distinktionskämpfe auslösen müssen. In diesem Fall ergänzt sich die Heterogenität der jeweiligen sozialen Lage, so dass eine für Verkaufsgespräche untypische Gemeinsamkeit entsteht.

Solche unerwarteten Verbindungen werfen die Frage auf, ob Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der symbolischen Reproduktion von Ungleichheitsverhältnissen durch die Struktur und die Inhalte der angesprochenen Ungleichheitsverhältnisse geprägt wurden oder durch die Anforderungen spezifischer Interaktionssituationen oder Felder. Ist die Logik des jeweiligen Feldes der symbolischen Reproduktion unabhängig davon, ob es um Geschlecht oder Ethnizität geht? Oder sind es die Ungleichheitsverhältnisse, deren symbolische Reproduktion übergreifend Parallelen aufweist, auch wenn sie in verschiedenen Arenen und sozialen Feldern ausgehandelt wird?

4.4 *Soziale Kontexte*

Jedenfalls kann die Bedeutung von symbolisch-kulturellen Aushandlungsprozessen für soziale Ungleichheit nicht allgemein, sondern nur mit Bezug auf verschiedene Kontexte oder Arenen und deren Verhältnis geklärt werden. Auch wenn man die analytische Einheit von Rassenkonstruktionsprozessen voraussetzt, ist nicht anzunehmen, dass Anerkennungskämpfe und die Festschreibung sozialer Ungleichheit in lebensweltlichen Interaktionen, in spezifischen Milieus und Subkulturen und im öffentlichen Diskurs der gleichen Logik folgen. Laut

Cornelia Koppetsch erklärt sich das Auseinanderklaffen der Gleichheitsnormen von Paaren im individualisierten Milieu und der von ihnen weiterhin praktizierten ungleichen Arbeitsteilung durch die Diskrepanz zwischen Handlungsdynamiken, die von kommunikativen Codes angeregt werden, und der Funktionsweise von Alltagspraktiken. Oliver Schmidtke stellt ein situationstheoretisches Modell vor, demzufolge die Codierung ethnischer Konflikte radikal anders verläuft, je nachdem ob Ego ein Alter gegenübersteht oder ob beide bzw. Ego alleine von einer Öffentlichkeit beobachtet werden. Hier wird das Augenmerk auf die strukturierenden Effekte gelenkt, die unterschiedlich kontextualisierte Kommunikationsprozesse auf die Bedeutung und Legitimität symbolischer Grenzziehungen ausüben. Almut Riedel begreift Ethnizität in Anlehnung an Schütze als heteronome Systembedingung, die in Interaktionen zwar nicht aufgehoben werden kann, aber auch nicht zwangsläufig relevant werden muss. Wie von Schmidtke prognostiziert, erlaubt die lebensweltliche Interaktion von Ego und Alter ohne Publikum ein erhöhtes Ausmaß an Verhandlungsspielraum, in dessen Rahmen z.B. auch verschiedene Dimensionen sozialer Ungleichheit gegeneinander ausgespielt werden können. So verkehrt sich in einem von Riedel reanalysierten Fallbeispiel von Hinnenkamp die Herablassung eines Passanten gegenüber einem Bettler in dem Moment in kommunikative Unterlegenheit, in dem der Bettler die ethnische Zugehörigkeit des Passanten entdeckt und im Ringen um Dominanz zu nutzen weiß.

Eine Theorie der Reproduktion von Ungleichheit im Medium kultureller Auseinandersetzungen kann nicht losgelöst von spezifischen sozialen Kontexten entwickelt werden. Jedes Feld, jede Situation hat ihre eigene Logik und immamenten Funktionsprinzipien. Deshalb unterliegen Geschlechterverhältnisse oder interethnische Beziehungen in der Alltagskommunikation von Paaren, in den Medien oder in der Öffentlichkeit jeweils ganz unterschiedlichen Konstruktionsprinzipien.

Die Erforschung von sozialer Ungleichheit wird erheblich komplizierter, wenn man dabei auch die symbolisch reproduzierten Dimensionen sozialer Ungleichheit berücksichtigt. Man gewinnt aber einen Blick auf das Phänomen, der sich nicht länger in der Vielfalt kultureller Oberflächenerscheinungen verliert, und der Ungleichheit dort erkennt, wo sie die Gesellschaft strukturiert.

Literatur

Anthias, Floya/Yuval-Davis, Nira (1992): *Racialized boundaries. Race, nation, gender, colour, and class and the anti-racist struggle*. London, New York: Routledge.

Bader, Veit M./Benschop, Albert (1989): *Ungleichheiten. Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns*. Opladen: Leske + Budrich.

Balibar, Etienne / Wallerstein, Immanuel (1990): *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*. Hamburg, Berlin: Argument.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1994): Jenseits von Stand und Klasse? In: Ulrich Beck / Elisabeth Beck-Gernsheim (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 43-60.

Beck, Ulrich/Sopp, Peter M. (Hrsg.) (1997): Individualisierung und Integration. Opladen: Leske + Budrich.

Becker-Schmidt, Regina (1987). Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien, S. 10-25.

Berger, Peter A. (1987): Klassen und Klassifikationen. Zur „neuen Unübersichtlichkeit“ in der soziologischen Ungleichheitsdiskussion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 39, S. 40-85.

Berger, Peter A. (1996): Individualisierung: Statusunsicherheit und Erfahrungsvielfalt. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean Claude (1977): Foundations of a theory of symbolic violence. London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.

Bourdieu, Pierre (1992): Sozialer Raum und Symbolische Macht. In: Rede und Antwort. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 135-154.

Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft. In: Dölling / Krais (1997.): S. 153-217.

Bourdieu, Pierre (1997b): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, 15/2, S. 88-99.

Bourdieu, Pierre (1998): La domination masculine. Paris: Éditions du Seuil.

Brock, Ditmar (1993): Wiederkehr der Klassen? Über Mechanismen der Integration und Ausgrenzung in entwickelten Industriegesellschaften. In: Soziale Welt, 44, S. 177-198.

Cyba, Eva (2000): Geschlecht und soziale Ungleichheit. Konstellationen der Frauenbenachteiligung. Opladen: Leske + Budrich.

Dölling, Irene/Krais, Beate (Hrsg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Eder, Klaus (1993): The New Politics of Class. Social Movements and Cultural Dynamics in Advanced Societies. London: Sage.

Eder, Klaus (1994): Das Paradox der Kultur. Jenseits einer Konsensustheorie der Kultur. In: Paragraphe. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie 3, S. 148-173.

Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hrsg.) (1993): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnisse. Opladen: Leske + Budrich.

Geißler, Rainer (1996): Kein Abschied von Klasse und Schicht: Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, S. 319-338.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1999): Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter von Globalisierung. Eine postkoloniale dekonstruktive Analyse von Biographien im Spannungsverhältnis von Ethisierung und Vergeschlechtlichung. Opladen: Leske + Budrich.

Hall, Stuart (1989): Rassismus als ideologischer Diskurs. In: Das Argument 178, S. 913-921.

Hall, Stuart (1994): „Rasse“, Artikulation und Gesellschaften mit struktureller Dominante. In: Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument, S. 89-136.

Heitmeyer, Wilhelm (1997): Gibt es eine Radikalisierung des Integrationsproblems? In: ders. (Hrsg.) (1997): Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt/M.: Suhrkamp.

King, Deborah K. (1988): Multiple Jeopardy, Multiple Consciousness: The Context of a Black Feminist Ideology. In: Signs 14/1, S. 42-72.

Kreckel, Reinhard (1997): Politische Soziologie der Sozialen Ungleichheit. Frankfurt/M., New York: Campus.

Lenz, Ilse (1995): Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M.: Campus, S. 19-46.

Lüdtke, Hartmut (1989): Expressive Ungleichheit. Zur Soziologie der Lebensstile. Opladen: Leske + Budrich.

Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hrsg.) (1994): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kultursociologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/M., New York: Campus.

Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Neckel, Sighard (1991): Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Omi, Michael/Winant, Howard (1994): Racial formation in the United States. From the 1960s to the 1990s (2. Aufl.). New York, London: Routledge.

Ong, Aihwa (1999): Flexible Citizenship. The cultural logics of transnationality. Durham, London: Duke University.

Räthzel, Nora (Hrsg.) (2000): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument.

Rex, John/Mason, David (Hrsg.) (1986): Theories of Race and Ethnic Relations. Cambridge, GB: Cambridge University Press.

Ritsert, Jürgen (1987): Braucht die Soziologie noch den Begriff der Klasse? – Über Max Webers Klassentheorie und neuere Versuche, sie loszuwerden. In: Leviathan 15, S. 4-38.

Ritsert, Jürgen (1998): Soziale Klassen. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Vester, Michael (1997): Soziale Milieus und Individualisierung. Mentalitäten und Konfliktlinien im historischen Wandel. In: Beck/Sopp (1997): S. 99-124.

Weiß, Anja (2001): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. Opladen: Westdeutscher Verlag.